

PZ

DEUTSCHES APOTHEKENMUSEUM

39/2017 SUPPLEMENT

WWW.PHARMAZEUTISCHE-ZEITUNG.DE

AVOXA 
Mediengruppe Deutscher Apotheker



DANK AN FREUNDE UND FÖRDERER

Auf zu neuen Ufern!

Von Elisabeth Huwer / Die Dauerausstellung des Deutschen Apotheken-Museums wird von mehr Besuchern denn je frequentiert: Genau 695 725 Menschen wurden im Jahr 2016 gezählt. Damit nehmen wir weiterhin einen Spitzenplatz unter den bestbesuchten Museen Deutschlands ein. Wir freuen uns über das Erreichte und stecken uns neue Ziele!

Das Museumsdepot ist nach dem Umzug optimal eingerichtet und bewährt sich jeden Tag aufs Neue. Davon konnten sich auch die rund 60 Teilnehmer der Mitgliederversammlung des Fördervereins überzeugen, die vom 21. bis 23. April in Speyer stattfand (lesen Sie dazu auch PZ 20/2017, S. 1631). Unser Sammlungsbestand wächst stetig. Zusammen mit dem Fachwissen des Museumsteams wird er rege genutzt von Medien, Wissenschaftlern und vielen Institutionen und Personen. Jährlich erreichen uns mehrere Tausend Anfragen.

Nun schmieden wir weitere Pläne und stecken neue Ziele ab. Eines ist bald erreicht: der Apothekergarten. Im Herbst werden Wegebau, Wasserzufuhr und Beeteinfassungen in Angriff genommen. Im Winter wertet das Museumsteam die Pflanzenliste des Heidelberger Hof-Apothekers aus dem Jahr 1597 weiter aus und wählt zusammen mit der Gartenarchitektin die für

den Standort geeigneten Pflanzen aus. Im Herbst 2018 soll die Eröffnung des Apothekergartens des Deutschen Apotheken-Museums im Heidelberger Schloss stattfinden!

Die Besucherzufriedenheit mit dem Angebot des Museums ist weiterhin sehr hoch, wie die Rückmeldungen vor Ort und in den verschiedenen Bewertungsportalen zeigen. Technologien wie Social Media, Audioguide, Multimedia-Stationen, Museums-App und die Museumswebseite ergänzen schon seit vielen Jahren sowohl das Angebot im Deutschen Apotheken-Museum als auch den virtuellen Museumsbesuch. Das Thema »Digitale Exponate« wird nun verstärkt aufgegriffen – wir beginnen mit den Handschriften des Morphin-Entdeckers Friedrich Wilhelm Sertürner.

Langfristig konkretisiert sich auch unser Vorhaben zur Überarbeitung und Erweiterung der Dauerausstellung. Die Verwaltung der Schlösser und Gärten Baden-Württembergs hat signalisiert, dass zusätzliche Räumlichkeiten im Heidelberger Schloss zur Verfügung gestellt werden könnten. Dies kann zwar noch dauern, bietet aber den Vorteil, dass wir in Ruhe den für die Gestaltung erforderlichen recht hohen Mittelbedarf durch Spenden einwerben können.

Unsere Ziele und die Bandbreite der Aufgaben im Deutschen Apotheken-Museum bleiben vielfältig – und könnten ohne Ihre konkrete Mithilfe, sei es in Form einer Mitgliedschaft im Förderverein Deutsches Apothekenmuseum e. V. oder einer Spende für das Stiftungskonto, niemals so erfolgreich umgesetzt werden, wie das jetzt möglich ist. Dafür ganz herzlichen Dank an alle unsere Freunde und Förderer!

Abschließend möchten wir zwei langjährige Wegbegleiter des Deutschen Apotheken-Museums herausheben. Am 24. Juni 2017 feierte Professor Dr. Werner Dressendörfer, Bamberg, seinen 70. Geburtstag, zu dem die

Förderverein Deutsches Apothekenmuseum e. V.

Zum Vormerken: Das nächste Treffen der Mitglieder findet am 3. bis 5. Mai 2019 in Potsdam statt. Die Einladung zur Mitgliederversammlung ergeht mit detailliertem Programm Anfang 2019.

Wollen Sie jetzt Mitglied werden und so das Deutsche Apotheken-Museum nachhaltig unterstützen? Ein Beitrittsformular finden Sie auf der letzten Seite dieser Beilage!

Museumsvorstände und das ganze Museumsteam sehr herzlich gratulieren! 1986 wurde er in den Verwaltungsrat des Museums berufen; ab 1990 war er Mitglied des Stiftungsvorstands, aus dem er krankheitsbedingt im Jahr 2013 ausscheiden musste. Dem Museum aber ist er weiterhin eng verbunden.

Danken wollen wir auch unserem Beratenden Apotheker Dr. Albert Borchardt, Hirsch-Apotheke, Heidelberg, der sich im Ehrenamt nun seit mehr als 30 Jahren (ab 1. Juni 1987) unermüdlich für »sein« Deutsches Apotheken-Museum einsetzt, was er, so der Wunsch vom herzlich gratulierenden Museumsteam und den Museumsvorständen, hoffentlich noch lange weiter tun möge!

BESUCHEN SIE UNS AUF FACEBOOK!

Seit August 2017 informieren wir auch bei Facebook über Veranstaltungen, Interessantes aus dem Museumsalltag, zu besonderen Neuzugängen und anderen Themen.

Posten Sie uns doch einfach mal: Was hat Ihnen besonders gefallen, was wünschen Sie sich für Ihren nächsten Besuch? Wir freuen uns auf Ihr Feedback!

www.facebook.com/DeutschesApothekenMuseum



Inhalt

Dank an Freunde und Förderer: Auf zu neuen Ufern!	2
Neuzugänge 2016/2017: Sammeln, Bewahren, Forschen, Vermitteln	3
Interview: »Das Museum ist ein Gesamtkunstwerk«	6
Bezoare und Bezoardica: Antidota aus Tiermägen	7
Digitalisierung: 50 Gigabyte Sertürner	10
Ins Depot geschaut: Brownlow Water Filter	11
Philatelie: Freistempler als Werbeträger	13
Restaurierung: Fünf Jahre Buchpatenprojekt begeistern	14
Beitrittsformular	16



Abbildung 1:
Stammbuch von
Johann Christoph
Wirsing (begonnen
1768) mit einem
Eintrag von Martin
Heinrich Klaproth,
26. August 1769;
Inv.-Nr. VII A 1813

NEUZUGÄNGE 2016/2017

Sammeln, Bewahren, Forschen, Vermitteln

Von Elisabeth Huwer und Claudia Sachße / In den letzten zwölf Monaten kamen rund 450 neue Objekte in den Bestand des Deutschen Apotheken-Museums: mehrere Haus- und Reiseapotheken, Fotografien, Archivalien, Drucke, Plakate, Standgefäße, Mörser, Laborgerätschaften und vieles mehr. »Sammeln. Bewahren. Forschen. Vermitteln«: So definiert der Internationale Museumsrat die Kernaufgaben von Museen. Wir setzen sie um.

Bereits seit 2003 befinden sich Standgefäße aus der Hand der bekannten Industriedesigner Wilhelm Wagenfeld (1900 bis 1990) und Heinrich Löffelhardt (1901 bis 1979) im Museumsbestand. Sie wurden 1950 für den Neubau der kriegszerstörten Sicherer'schen Apotheke in Heilbronn entworfen und sind berühmte Klassiker des Industriedesigns. Nun übergab Apotheker Norbert Harmuth (Heilbronn) rund 25 originale Blaupausen und Skizzen für die Glas-, Holz- und Keramikgefäße, die interessante Einblicke in den Entwurfsprozess ermöglichen (Inv.-Nr. VII B 1185 bis 1190).

Gleichermaßen qualitativ waren die Entwürfe für sämtliche Druckwaren in der Sicherer'schen Apotheke. Dafür beauftragte Apotheker Alfred Harmuth (1899 bis 1957) den Heilbronner Künstler Adolf Willi Sauter (1911 bis 1961). Sauter gestaltete sämtliche Papierwaren wie Teeverpackungen (siehe Titelbild), Etiketten, Briefpapier, Rechnungsvordrucke, Rezepthüllen und vie-

les mehr in einem bis heute ansprechenden Design von herausragender Qualität. Aus Sauters persönlichem Nachlass stammt eine Mappe, in der er sämtliche Entwürfe, die er für seinen guten Freund Harmuth und dessen Apotheke gestaltete, archiviert hat. Sie kam nun ebenfalls in den Museumsbestand und wird derzeit gesichtet (Inv.-Nr. VII B 1184).

Stammbuch-Eintrag von Martin Heinrich Klaproth

Von Freundschaft erzählt auch das »Monument d'Amitié«, das Stammbuch des wohl aus Hamburg gebürtigen Pharmaziestudenten Johann Christoph Wirsing. In den Jahren 1768 bis 1772 sammelte Wirsing darin Sprüche, Gedichte und Widmungen, meist von Kommilitonen aus seiner Hamburger Studienzeit. Vor allem aber sind es Einträge aus der Zeit seiner Ausbildung am Collegium Medico-Chirurgicum in Berlin.

Bemerkenswert ist ein Eintrag des Berliner Apothekers und Wissenschaft-

lers Martin Heinrich Klaproth (1743 bis 1817). Zahlreiche wichtige Entdeckungen auf dem Gebiet der Mineralchemie und der analytischen Chemie machten Klaproth später zu einem der bedeutendsten Chemiker des 18. Jahrhunderts. 1810 erhielt er die erste Professur für Chemie an der neu gegründeten Berliner Universität.

Wirsing lernte den damals 25-jährigen Klaproth wohl 1769 kennen, als dieser in der »Apotheke zum Engel« in Berlin arbeitete. Mit diesem seltenen Autograph von 1769 verewigte er sich im Stammbuch seines Freundes mit einem pikanten Gedicht (Abbildung 1): »Der Brunn, den dort die Griechen hatten, Verhalf durch seine Wunderkraft Gleich wieder zu der Jungfernschaft, Sobald sie sich darinnen badten. O! wäre der Brunn noch auf Erden, Ich wolt ein reicher Bader werden. / Zum steten Andenken empfehlet sich ein aufrichtiger Freund Martin Heinrich Klaproth aus Wernigerode / D. A. K. Best...« / Berlin den 26ten August. 1769«.

Sammlung Hildegard Würz

Apothekerin Hildegard Würz aus Usingen spendete dem Museum im Februar 2017 zahlreiche Gegenstände aus ihrer Sammlung. Sie starb nach schwerer Krankheit am 14. Mai 2017, kurz nach ihrem 76. Geburtstag.

Die Profession für Geschichte, insbesondere zur Pharmaziegeschichte begleitete Würz ihr ganzes Leben, sodass ihre Sammlung ausgesprochen bemerkenswerte Stücke enthält, darunter solche, die für den Bestand des Deutschen Apotheken-Museums schon länger gesucht wurden. Bei einem Treffen in ihrem denkmalgeschützten Elternhaus an einem sonnigen Frühlingstag in Usingen übergab sie dem Museumsteam rund 30 Objekte. Dieser Tag wie auch die kluge und liebenswerte Hildegard Würz selbst wird dem Museumsteam unvergessen bleiben.

Künstlergrafik auf dem Zahlteller

Von 1980 bis 1999 war Würz Pächterin der Alten Apotheke in Königstein/Taunus, aus der einige der Sachspenden stammen, unter anderem ein Zahlteller mit Werbemotiv aus den frühen 1930er-Jahren (Abbildung 2). Mit dem Aufkom-



Abbildung 2: Zahlteller »Rheila« aus der Alten Apotheke Königstein/Ts. Pressglas, farbig bedruckt. Glasplakatefabrik Offen- burg KG, circa 1935; Inv.-Nr. VII E 381

men moderner Druckverfahren und deren Weiterentwicklung vervielfachten sich seit Ende des 19. Jahrhunderts die Materialien und Objekte, bei denen diese Verfahren zur Anwendung kamen. Mittels Steindruck, Druck, Versilberung, Blattvergoldung oder Ätzung konnte auch Glas als neuartiger Bildträger eingesetzt werden. Produktwerbung wurde nun auf allen möglichen Objekten und Oberflächen platziert.



Abbildung 3: Homöopathische Hausapothek. Homöopathische Central-Apotheke Dr. Willmar Schwabe, Leipzig, circa 1890; Inv.-Nr. IV F 112

Zahlsteller mit Werbemotiv waren in Apotheken der 1930er-Jahre ein gängiges Ausstattungselement. Das schwere Pressglasmodell wurde von der 1896 gegründeten Glasplakatefabrik Offen- burg KG hergestellt, wie der Schriftzug auf der Rückseite des Tellers und das dortige Logo, ein Tannenbaum und die Buchstaben »G – O«, verraten. Die Firma galt weltweit als herausragender Hersteller von Glasplakaten, deren Entwürfe oft von bekannten Plakatkünst- lern stammten.

Die »Rheila-Perlen« (Rheinische Lakritzperlen), ein Hustenpräparat auf Süßholzbasis, wurden als »vorbeugend gegen Husten und Heiserkeit« und besonders geeignet für »Raucher, Redner und Sänger« beworben. Der in Bonn geborene August Diedenhofen (1887 bis 1975) brachte sie unter diesem Namen 1924 erstmals auf den Markt. Zu- vor hatte er als angestellter Apotheker in Davos, Baden-Baden, Borkum und Hamburg-Barmbeck Erfahrungen im Apothekenbetrieb gesammelt und schließlich 1915 die Apotheke am Markt in Uerdingen erworben. Dort stellte er die ersten »Rheila-Perlen« her und professionalisierte Herstellung und Ver- trieb durch die Gründung der »Firma Diedenhofen«. Das Mittel war bald so erfolgreich, dass Diedenhofen seine Apotheke verkaufte und sich ganz auf die Fabrikation konzentrierte. Diese verlegte er zunächst ins rheinische Mehlem und ab 1929 auf ein größeres Firmengelände in Bad Godesberg.

Die abgebildete Verpackung von Rheila-Perlen gestaltete der Bad Godesberger Künstler Ludwig Josef »Loui- sis« Ziercke (1887 bis 1945) wohl für die erste industrielle Produktion ab 1926. Ziercke unterhielt neben seiner Arbeit als freier Künstler ab 1923 auch ein

Grafikbüro in Bad Godesberg. Zu seinen Kunden für Werbegrafik und Auftrags- gestaltung zählte in den 1920-/30er- Jahren auch August Diedenhofen.

Homöopathische Hausapothek

Die »Homöopathische Central-Apotheke Dr. Willmar Schwabe« in Leipzig ver- trieb im späten 19. Jahrhundert ver- schiedene Arten von homöopathischen Hausapotheken wie diese »verbesserte halbe Hausapothek« von etwa 1890, die ebenfalls aus der Sammlung von Hildegard Würz stammt (Abbildung 3). Sie enthielt ehemals 64 mit »Streu- kügelpotenzen« gefüllte nummerierte Röh- rchen, zu denen ein Inhaltsver- zeichnis im Deckel gehörte.

Die Verarbeitung der kunstvoll ge- fertigten kleinen Truhen aus poliertem Nussbaumholz mit Intarsien und



Abbildung 4: Reagenziensammlung mit Bestandteilen des Kalmusöls. Rudolph Beck- stroem, circa 1901; Inv.-Nr. I A 1233

Scharnierdeckel ist sehr hochwertig. Eben jenes kleine Kästchen findet sich mit Beschreibung und Abbildung im »Speziellen Illustrierten Preis-Verzeichnis der Homöopathischen Central-Apotheke von Dr. Willmar Schwabe in Leipzig« aus dem Jahr 1890. Die Kästen enthielten «... die meisten bei acuten Krankheiten in Gebrauch kommenden Mittel«. Die Zusammensetzung der je nach Bedarf unterschiedlich ausgestatteten Hausapotheken ließ sich aus der in diesem Preisverzeichnis genannten Literatur erschließen.

1878 erlangte der Hahnemann-Anhänger Dr. Willmar Schwabe das weitgehende Monopol über die Herstellung homöopathischer Arzneien in Leipzig und baute mit der Homöopathischen Central-Apotheke ein umfangreiches Unternehmen für die Großproduktion und den weltweiten Export aus. Heute befindet sich in dem Gebäude am Thomaskirchhof in Leipzig das sehenswerte Sächsische Apothekenmuseum, dessen Sammlung einen Schwerpunkt im Bereich Homöopathie legt.

Sirupkanne aus Delft

Eine besondere Geschichte ist mit der Sirupkanne mit Delfter Dekor des 18. Jahrhunderts verbunden. Das Gefäß war in den 1970er-Jahren von der amerikanischen Firma Femmepharm in einem Preisausschreiben als Hauptgewinn ausgelobt worden – und Apothekerin Hildgard Würz war die Gewinnerin.

Der blaue Dekor ist typisch für Fayencen aus niederländischen Werkstätten: eine breitovale Kartusche mit Rollwerk und sich gegenüberstehenden Pfauen, ober- und unterhalb Putten und ein Fruchtkorb. Gleiches gilt für die charakteristische sahnig-weiße Glasur sowie für die Form: ein kugeliges Gefäßkorpus auf konisch erweitertem Fuß. Die Kanne diente zur Aufbewahrung von »S. Glycirrhisae« (Sirup aus Süßholzwurzel, Inv.-Nr. II E 999).

Reagenziensammlung zum Kalmusöl

Seit mehreren Jahrzehnten steht in der Museumsbibliothek eine kleine Dissertation »Ueber die Bestandteile des Kalmusöls«, die 1901 von Robert Beckstroem (1875 bis ?) an der Universität Basel eingereicht wurde. Die Arbeit, von der nur noch wenige Exemplare erhalten sind, behandelt die Sauerstoff- und Kohlenwasserstoffanteile des Kalmusöls.

Beckstroems akademischer Lehrer war Hermann Thoms (1859 bis 1931), der

als Begründer der wissenschaftlichen Pharmazie in Deutschland gilt. In den Jahren ab 1900 errichtete er das Pharmazeutische Universitätsinstitut in Berlin, dem er ab 1920 als Ordinarius vorstand. Aus Thoms' persönlichem Besitz stammt das in der Museumsbibliothek vorhandene Dissertationsexemplar.

Dank einer privaten Schenkung konnte das Museum die von Beckstroem im Zuge seiner Dissertation angefertigte originale Reagenziensammlung nun in den Bestand aufnehmen (Abbildung 4). Das etwa 20 x 14 cm messende Kästchen wurde wohl eigens für die Reagenzien zugearbeitet und mit violetterm Samt ausgekleidet – von Beckstroem selbst oder in seinem Auftrag. Es birgt zwölf Glasröhrchen mit aufgeschmolzenem Glasstopfen sowie

eines mit Verschluss und roter Lederlektur. Sie stellen die nachgewiesenen Bestandteile des Kalmusöls dar. Die Röhrchen tragen Nummernetiketten. Zwei beiliegende Inhaltslisten erläutern den Inhalt jedes Röhrchens.

Das stark riechende Oleum Calamus wird aus dem Wurzelstock des Acorus calamus (Südostasien) gewonnen und diente damals vor allem als Stomachicum und magenstärkendes Tonicum. Heute wird es für Liköre wie Magenbitter und zur Parfümierung von Seifen verwendet.

Anschauliche Drucke und ein Archivalienkonvolut

Mit Unterstützung des Fördervereins Deutsches Apotheken-Museum war es möglich, einige besondere Grafiken zu

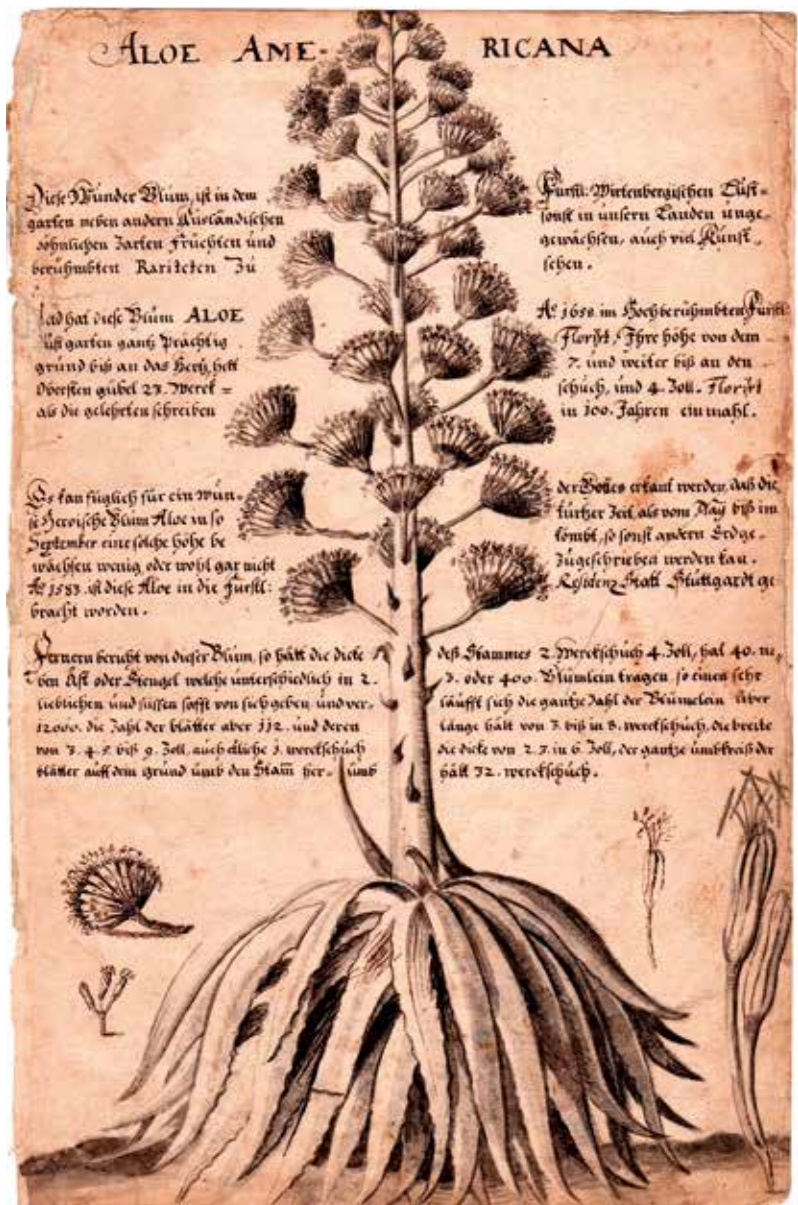


Abbildung 5: Aloe Americana, Tusch-Zeichnung, um 1700; Inv.-Nr. VII B 1194

erwerben. Hier sticht eine seltene und qualitätvolle Tusch-Zeichnung der Zeit um 1700 heraus. Sie zeigt eine kleine botanische Sensation, eine blühende Aloe Americana, die laut der beigefügten Beschreibung im Jahr 1658 »...Fürstl. Wirtenbergischen Lustgarten ... gantz prächtig floriert« (Abbildung 5).

Den Sammelschwerpunkt »Karikaturen« ergänzt eine Lithographie aus der Zeit um 1850 aus der spitzen Feder

des französischen Karikaturisten Amédée Charles Henri de Noé (»Cham«, 1819 bis 1879, Inv.-Nr. VII B 1195). Unter dem allegorischen Titel »Un remède pire que le mal« (Ein Arzneimittel schlimmer als das Übel) nimmt sie die »Constitution 1848« aufs Korn – die Verfassung der französischen Nationalversammlung nach der Ausrufung der zweiten französischen Republik.

Aus der Apotheke auf Marschacht (Samtgemeinde Elbdeich) ist ein Konvolut von Akten erhalten, das beginnend vom Gebäudekauf 1725 und der folgenden Erstprivilegierung 1726 die Besitzverhältnisse bis 1945 ununterbrochen dokumentiert. Nun hat es im Archiv des Museums einen neuen Standort gefunden (Inv.-Nr. VII A 1833). /

Literatur bei den Verfasserinnen

INTERVIEW

»Das Museum ist ein Gesamtkunstwerk«

Von Brigitte M. Gensthaler / Apotheker Dr. Jens Münch, Präsident der Apothekerkammer Sachsen-Anhalt, wurde im Mai 2017 in den Vorstand der Deutschen Apotheken Museum-Stiftung berufen.

PZ: Was hat Sie bei Ihrem ersten Besuch im Heidelberger Museum besonders beeindruckt?

Münch: Meine erste engere Beschäftigung mit Pharmaziegeschichte waren die Seminare Alte Arzneiformen von Dr. Ursula Barthlen und Dr. Albert Borchardt. Bei einem der Seminare bot Kollege Borchardt eine Führung im Deutschen Apotheken-Museum an. Das Museum ist ein Gesamtkunstwerk: genial! Die Lage, die Räume, die Sammlung, die sehr schöne Präsentation, das tolle Engagement der Mitarbeiter: Das alles hat mich tief beeindruckt.

PZ: Warum engagieren Sie sich für das Apotheken-Museum?

Münch: Seit mehreren Jahren bin ich Mitglied der DGGP, des Fördervereins und der Arbeitsgemeinschaft Pharmaziehistorische Museen und Sammlungen und interessiere mich sehr für die Museumsarbeit. Der Stiftungsvorstand hat dabei besonders wichtige und spannende Aufgaben. Da ich recht Internet-affin bin und regelmäßig Auktionen beobachte, konnte ich das Apotheken-Museum schon auf einige interessante bibliophile Stücke aufmerksam machen, die dann auch gekauft wurden. Ich finde es wichtig, wenn pharmaziehistorisch wertvolle Objekte in kompetente Hände gelangen und so für alle erhalten werden.

PZ: Sie sind Präsident der Apothekerkammer Sachsen-Anhalt und leiten eine große Apotheke in Magdeburg. Haben Sie daneben noch Zeit für Museumsangelegenheiten?



»Es geht darum, das Museum für junge Leute attraktiv zu machen.«

Dr. Jens Münch

Münch: Ich bin selbst Sammler. Meine besondere Leidenschaft gilt dem Thema Apotheker in der darstellenden Kunst, zum Beispiel Karikaturen und Grafiken. Da die Tätigkeit für das Museum also gut mit meinem Hobby korrespondiert, passt das und ist für mich eher Freizeit. Und Dinge, die man gerne tut, fallen leicht.

PZ: Wie sollte sich ein pharmaziehistorisches Museum entwickeln, um auch künftig attraktiv zu sein?

Münch: Vor allem geht es darum, das Museum für junge Leute attraktiv zu machen. Die Heidelberger sind auf gutem Weg, zum Beispiel mit den Veranstaltungen zu Halloween, Kinderführung und -apotheke. Mich selbst begeistert das Konzept Museum zum Anfassen. Der Besucher soll sich Geschichte nicht nur anschauen, sondern plastisch vorstellen können. So zeigen die nachgestalteten Apothekenräume im Museum sehr schön den großen Zusammenhang, und die thematischen Ausstellungen sorgen für Ergänzung. Erläuternde Filme, zum Beispiel zur Herstellung spezieller Arzneiformen oder über den Beruf des Apothekers, könnten die Ausstellung weiter beleben und die Historie noch greifbarer machen. Es gibt auch einen digitalen Führer für das Museum, der inhaltlich dem gedruckten Mini-Führer entspricht. Aber eine persönliche Führung gibt doch einen anderen, tieferen Eindruck und ist durch kein digitales Medium zu ersetzen.

PZ: Empfehlen Sie Ihren Kollegen gerne einen Besuch im Heidelberger Museum?

Münch: Ja, weil das für jeden Apotheker einfach dazugehören sollte. Wenn ich meinen Berufsstand richtig einschätzen und seine Zukunft sichern will, muss ich seine Geschichte kennen. /

BEZOARE UND BEZOARDICA

Antidota aus Tiermägen

Von Anne Roestel / Bezoare sind Verdauungsrückstände im Magen von Mensch und Tier. Das Wort kommt ursprünglich aus dem Persischen und bedeutet nichts anderes als »Gegengift«. Damit ist es synonym zu Antidot, Alexipharmakon und Theriak – aber trotzdem ein bisschen anders.

Besonders bei Wiederkäuern können Rückstände aus Pflanzenfasern und Haaren durch die Magenbewegungen leicht verfilzen und sich in Taschen in der Darmwand einlagern. Bei entsprechend langer Dauer kann sich eine harte Kruste bilden, die das Faserknäuel überzieht und dem Bezoar sein »mineralisches« Aussehen verleiht. Erst dann spricht man von einem Bezoarstein.

Von Affe, Ross und Stachelschwein

Die sowohl als Arznei genutzten als auch in Kunstkabinetten ausgestellten Magensteine stammten von unterschiedlichen Tieren. Im 18. Jahrhundert zählt Zedlers Universallexikon nicht weniger als zwölf Bezoarstein-Arten auf, darunter Stachelschwein-, Affen-, Ross- und Mauleselstein sowie die »Gamskugel« (Bezoar germanicus). Bei den offiziell verwendeten Bezoarsteinen handelte es sich in der Regel um den von der Bezoarziege *Capra aegragus* stammenden »lapis bezoardicus orientalis« oder um den »occidentalischen« Bezoar, gewonnen aus den Mägen von südamerikanischen Vikunas und Lamas. Die orientalischen Steine bestehen vorwiegend aus organischen Säuren, Ellag- und Bezoarsäure oder Lithofellinsäure, die occidentalischen aus Erdphosphaten.

Nach dem Kräuterbuch des Frankfurter Stadtarztes Adam Lonitzer (16. Jahrhundert) sollte der Bezoarstein eine »außbüdige Artzney wider alles Giff [..]« sein, und werde »kräftiger in seiner Wirkung/ als alle anderen Giffartzneyen und Tyriack geachtet«. Weiter heißt es, der Bezoar helfe »wider die Pestilentz [..]/ dann es treibet das Giff durch den Schweiß gewaltiglich auß dem Leib herauß[..]; gegen Fieber, Gelbsucht, Seitenstechen, das Grimmen und Bauchweh und viel andere Schwachheiten/ die sonst schwerlich zu stillen seyn«; dazu melancholische Krankheiten und Ohnmachten.

Der Bezoarstein eigne sich sogar als Antiaging-Therapie, denn »er behält die Jugend lang und wehret dem Alter«. Daher »pflegt ihn von wegen solcher seiner Krafft und Tugend der Türckische Keyser offtmals im Jahr einzunehmen«.

Arabische Fachliteratur als Quelle

Nach Europa kam das Wissen um den Ziegenstein und seine geheimnisvollen Kräfte im 12. Jahrhundert mit der Übersetzung arabischsprachiger Fachliteratur ins Lateinische. Spätmittelalterliche Arzneibücher wie die »Sermones medicinales« des Nicolas Faluccci (um 1400) und das »Luminare majus« des Johannes Jacobus Manlius de Bosco (um 1500) beschrieben den Bezoar und nutzten als Quellen den »Canon medi-

cinae« des persischen Arztphilosophen Avicenna (um 980 bis 1037) und die medizinische Enzyklopädie »Colliget« des andalusischen Universalgelehrten Averroes (1126 bis 1198). Der »Ortus sanitatis« und die späteren Kräuterbücher zitierten aus dem Werk des persischen Arztes Rhazes (865 bis 925) und dem »Liber aggregatus« des pseudo-Serapion (11. Jahrhundert).

Im »Luminare majus« wird »Bezoar« nach Avicenna folgendermaßen definiert: »Albezaar« und der Theriak seien gesundheitserhaltende Arzneien und trieben die Gifte aus. Derartige vegetabilische Mischungen hießen meistens Theriak, die mineralischen Gegengifte Albezaar.

Zur Herkunft des Bezoars ist bei Serapion zu lesen, es handle sich dabei um ein Mineral aus Syrien, Indien und den »östlichen Ländern«. Dabei gab die Herkunft des Bezoars Anlass zu allerhand Spekulationen. Noch im 16. Jahrhundert berichtet der Kräuterbuchverfasser Adam Lonitzer die seit dem Mittelalter hartnäckig überlieferte Fabel, beim Bezoar handle es sich um sogenannte Hirschtränen.

Hirschtränen

Darüber berichteten schon frühmittelalterliche persische Gelehrte: Wenn Hirsche an Wurmbefall leiden, fressen sie Giftschlangen, deren Gift dann die



Bezoarziege, Abbildung aus dem Museum Museorum von Michael Bernhard Valentini, 1714; Sign.: 2 Val 1/1-2

Darmparasiten tötet. Der Hirsch selbst überlebt, indem er sich bis zum Hals ins Wasser stellt. Das kühle Wasser lindert die »hitzige« Wirkung des Giftes. Nach einigen Tagen beginnt aus den Augen der Hirsche eine Flüssigkeit zu rinnen, sich zu verhärtet und in Klumpen festzusetzen. Die Tiere reiben die Klumpen dann an Baumstämmen ab, und man kann sie einsammeln – das sind die Bezoarsteine!

Arzneirezepte, die Bezoarstein enthalten, lassen sich in der spätmittelalterlichen Rezeptliteratur zunächst nicht nachweisen. Sind die spärlichen Beschreibungen des Bezoars und seiner Wirkungen also nichts als enzyklopädischer Ballast oder gelehrtes Kuriosum? Tatsächlich findet sich ein pulvis bezoardicus im Inventar der Ratsapotheke Lüneburg 1475, das heißt, dass es für den Bezoar vielleicht doch eine offizielle Verwendung gab.

Bezoarziegen als Schmuggelware

Auf den Markt kamen Bezoarsteine in der Frühen Neuzeit vor allem durch den portugiesischen Ostasien-Handel. Der französische Diamantenhändler und Tagebuchschriftsteller Jean-Baptiste Tavernier (1605 bis 1689) berichtete von seiner Reise nach Indien, dass es ihm gelang, im indischen Königreich Golkonda mithilfe der Einheimischen einige Bezoarziegen außer Landes zu schmuggeln. Auf die Ausfuhr von Bezoarziegen und -steinen stand – im Ge-

gensatz zu der von Diamanten – die Todesstrafe.

Als Tavernier für die Ziegen bezahlen wollte, erfuhr er zu seiner Überraschung, dass jedes Tier einen anderen Preis habe. Die »Lieferanten« erklärten, das liege daran, dass die Ziegen unterschiedlich viele Bezoarsteine im Magen hätten.

Eigentlich war Tavernier aber nicht der Ziegen, sondern der weithin berühmten Diamantminen wegen nach Golkonda gereist. Bei seinem Aufenthalt in Golkonda erwarb er zahlreiche hochkarätige Diamanten, unter anderem den »Blauen Tavernier«, der später als Hope-Diamant in die Geschichte einging.

Gigantischer Preis

Dass der Marktpreis von Bezoarsteinen Diamanten in nichts nachstand, zeigt ein Blick in die Arzneitaxe des Nürnberger Dispensatoriums von 1666. Während die Preise für die meisten Arzneidroge für Mengen von einer halben Unze (15 g) berechnet sind, wird Orientalischer Bezoar in Gran, der kleinsten Messeinheit des Nürnberger Medizinalgewichts, taxiert. Ein Gran (0,0625 g) Bezoarstein kostete 8 Kronen. Eine halbe Unze würde dementsprechend 1920 Kronen kosten. Im Vergleich dazu: Eine halbe Unze Fenchel kostete 1 Krone.

Bezoar war teurer als jedes asiatische Gewürz, teurer als Edelsteine (auf dieselbe Menge umgerechnet kostete Bezoar 24-mal so viel wie Amethyst) und teurer selbst als Moschus und das

höchst seltene Einhorn (je 6 Kronen pro Gran). Übertroffen wird sein Einkaufspreis nur noch von Ambra grisea, das bei 12 Kronen pro Gran liegt. Kein Wunder also, dass Fälscher nicht nur im Saffran- und Ingwerhandel, sondern auch im Handel mit Bezoarsteinen tätig wurden.

Eine garantiert »todsichere« Methode, einen Bezoar auf seine Echtheit hin zu prüfen, bestand nach Adam Lonitzer's Kräuterbuch darin, dass man »einem thier/ als einem hanen/taube/ Ganß/ oder Menschen/ Gifft eingebe/ und darnach das Pulver von diesem Stein in einem Löffel mit einem bequemen Wasser zerrieben/ zu trincken gebe/ zuvernemen/ ob er von dem Gifft sterbe/ oder Leben bleib«.

Ein deutlich sanfteres Verfahren war die »Nadelprobe«: Man soll nehmen »ein glüende Nadel/ oder sonst ein spitziges Eisen/ und soll den Bezoar damit durchstechen/ ist er gerecht/ so gibt er keinen Rauch/ gibt er aber einen Rauch/ so ist er falsch«.

Einsatz als Absorbir-Mittel

Gemahlene Bezoarsteine finden sich offizinell vor allem in Arzneipulvern des 17. und 18. Jahrhunderts, häufig in Kombination mit Substanzen aus tierischem Kalk oder Keratin wie Muscheln, Perlen, Krebsaugen, Rückenschulpen vom Tintenfisch (Sepia), gebranntem Elfenbein, Schneckensteinen und Hirschhorn. Auch Siegelerde und der armenische Bolus gehören in diese



Bezoar und verschiedene Antacida wie Koralle, Rückenschulpen vom Tintenfisch und Muscheln; Inv.-Nr. I A 560, 508a, 504, 449

Kategorie. Gemeinsam bildeten diese Arzneistoffe eine Gruppe, die im 18. Jahrhundert als Absorbentia oder Absorbir-Mittel bezeichnet wurden.

Der sprunghafte Anstieg dieser Stoffe in der Arzneibereitung der Barockzeit ist auf neue Lehren der Iatrochemie und insbesondere den Einfluss des Mediziners Franciscus Sylvius de le Boe (1614 bis 1672) zurückzuführen. Die Iatrochemiker begriffen alle Prozesse des menschlichen Organismus als Fermentation, eine chemische Umwandlung durch Gärung. Das ist die chemistische Weiterentwicklung der Galen'schen Digestionslehre und der altbekannten Humoralpathologie. Darauf aufbauend formulierte de le Boe die These, dass bei gestörtem Chymismus schädliche Stoffe, Schärfe genannt, in das Blut eindringen und dies die Ursache (fast) aller Krankheiten sei. Es gebe zwei Arten von Schärfe, die »sauen« und die »alkalischen«. Folglich gebe es zwei Gruppen von Krankheiten, nämlich solche, die aus »saurer«, und solche, die aus »alkalischer« Schärfe entstehen.

Die neue Modekrankheit hieß »Übersäuerung«. Dementsprechend setzte die Therapie im 18. Jahrhundert stark auf Antazida, »erdartige, trockene« Arzneien, die den tendenziell zu sauren Verdauungschymismus in ein bekömmlicheres »alkalisches« Milieu umwandeln sollten.

Hochgiftige Bezoardica

Neben den Präparaten mit echten Bezoarsteinen gab es auch die sogenannten Bezoardica, hochgiftige Antimonpräparate, die etwa um 1600 auf dem Markt oder zumindest in der pharmazeutischen Literatur erschienen. Die Bezeichnung »Bezoardicum« begegnet hier erstmals als Fachterminus für Antimonhaltige Diaphoretica und wurde von Paracelsisten wie Oswald Crollius in den pharmazeutischen Sprachgebrauch eingeführt. Bislang hatte man Antimon nur äußerlich angewendet.

Die innerliche Anwendung geht auf Paracelsus zurück, der den Analogieschluss zog, dass Antimon den menschlichen Organismus ebenso von Giften befreien könne wie es Edelmetalle von Verunreinigungen zu läutern vermöge. Wegen seiner heftigen brechreizerregenden und abführenden Wirkung blieb dessen Verwendung aber stark umstritten.

Drei der in Oswald Crollius' »Basilica chymica« (1609) angeführten Antimon-«Bezoare» waren noch im 18. Jahr-



Glasstandgefäß für Bezoarsteine, 18. Jahrhundert; Inv.-Nr. II A 182

hundert pharmakopöenüblich: das Bezoardicum minerale, ein »herrlich schweißstreibend Gegen-Gift in Peste und ansteckenden Krankheiten« aus Spießglanzkalk, das Bezoardicum loviale (mit Zinnoxid) und das Bezoardicum martiale (mit Eisenoxid).

Teure modische Arzneien

Neben solchen chemiatriischen Schwergewichten wurden zahlreiche andere Arzneizubereitungen als »bezoardicus« bezeichnet, auch wenn sie weder mineralisch waren noch Pulver vom Bezoarstein selbst enthielten. Das gesundheitlich unbedenkliche Bezoardicum animale zum Beispiel bestand lediglich aus gepulverter italienischer Viper. Die Tinctura bezoardica war ein alkoholischer Pflanzenauszug, vermischt mit Mineralsäuren und je nach Rezeptur auch mit Theriak.

Das Etikett »bezoardicus« wurde, wenn man Zedlers Universallexikon Glauben schenken möchte, geradezu zum Markennamen für teure modische Arzneien. Der »gemeine Mann« mache den Bezoar zu seinem »Abgott«, weil er

»nichts, als was theuer ist, hochhalte[n]«. Die Bezeichnung »bezoardicus« sicherte also den kommerziellen Erfolg.

Die Frage nach der tatsächlichen Giftwirksamkeit des echten Bezoars beschäftigte im 16. und 17. Jahrhundert viele Mediziner, darunter namhafte Ärzte wie Petrus Andreas Matthiolus und Ambroise Paré. Experimente, bei denen zum Tod verurteilte Verbrecher erst ein Gift und danach geraspelten Bezoar bekamen, endeten in der Regel mit dem Tod des Probanden. Der italienische Arzt Andreas Bacci (gestorben 1600) aber berichtet von einem jungen Gefangenen, der eine Gabe von Arsenik (Arsen(III)-oxid) mit anschließender »Bezoartherapie« unbeschadet überstand und als Belohnung aus dem Gefängnis freigelassen wurde. Ein Märchen? Jüngere Untersuchungen zu den chemischen Eigenschaften des Bezoarsteins haben ergeben, dass die Phosphatverbindungen, aus denen manche Bezoare bestehen, die giftigen Komponenten des Arsens durch chemische Reaktion so weit verändern, dass sie unschädlich werden. /



Abbildung 1: Ein Objekt dient dazu, mittels Farbkalibrierung am PC die Aufnahmen vorzubereiten, hier ein Brief von Christoph Wilhelm Hufeland an Sertürner vom 28. Februar 1826. Umschlag mit Siegel; Inv.-Nr. VII A 2025b

Fotos: IBD Urban, Oberau

DIGITALISIERUNG

50 Gigabyte Sertürner

Von Claudia Sachße / Der Erwerb des Schriftennachlasses von Friedrich Wilhelm Adam Sertürner (1783 bis 1841) im Jahr 2012 war ein Coup für das Museum. Nach intensiven Vorarbeiten wurden die Schriften jetzt komplett digitalisiert.

Zur Erstdokumentation und für die interne Museumsarbeit wurde das Konvolut bereits kurz nach Erwerb fotografisch erfasst. Um den Nachlass im Rahmen eines digitalen Online-

Archivs bereitstellen zu können, bedarf es jedoch einer speziellen Reprografie-Ausstattung, die in der Regel nur großen Museen und Archiven oder professionellen Unternehmen zur



Abbildung 2: Scannen einer Manuskriptseite von Sertürner mit angeklebten Korrekturen; Inv.-Nr. VII A 2104

Verfügung steht. Das Team des Deutschen Apotheken-Museums nahm daher Kontakt zu IBD Urban auf, einem Anbieter von Digitalisierung historischer Papier- und Fotodokumente, der bereits frühere Digitalisierungsvorhaben des museumseigenen Bildarchivs realisiert hat.

Das Unternehmen sichtete das Konvolut im Museumsarchiv zunächst detailliert, um die geeigneten Techniken und Dateiformate zu klären. Während des Digitalisierungsprozesses waren nur noch Detailfragen einzelner Objekte zu klären. Im Frühjahr 2017 hieß es für drei Monate, das gesamte Sertürner-Konvolut zu IBD Urban ins oberbayerische Oberau zu geben.

Die für eine professionelle Digitalisierung nötigen Vorarbeiten hatte das Museumsteam bereits geleistet. Der Bestand war vollständig erfasst und archivgerecht verpackt. Die Inventarnummern und Paginierungen der Seiten erleichterten die Kennung bei der Datenspeicherung.

Die Aufnahmen erfolgten mit einer speziellen Reprografie-Vorrichtung (Abbildung 1). Die Kamera, bestückt mit einem 60-mm-Makro-Objektiv, wird an einer Reprosäule befestigt und steht damit senkrecht über dem planliegenden Blatt. Eine beidseitige Belichtungs-vorrichtung mit Hochfrequenzröhren von 40 000 Hz sorgt für eine einheitliche flackerfreie Ausleuchtung. Als neutraler Hintergrund diente »Flockfolie« mit schwarzem Veloursamt, der Lichtreflexe in der Objektumgebung verhindert und so einen einheitlichen schwarzen Hintergrund schafft.

Um Wölbungen im Papier auszugleichen, wurden die Blätter von mit großer Vorsicht aufgelegten Glasplatten geebnet, Abstandhalter schützten dabei vorhandene Siegel (Abbildung 2). Die individuellen Eigenheiten und Ansprüche des Schriftenkonvoluts erforderten viel Fingerspitzengefühl, vor allem die Manuskriptblätter mit den zahlreichen Korrekturen, oft in Form von angeklebten und umgefalteten Blättern oder Überklebungen.

Um auch die Motive der Lacksiegel optimal darstellen zu können, wurde hier jeweils eine zweite Aufnahme angefertigt mit einseitig reduzierter Beleuchtung. Der so erzeugte Schatteneffekt, der in der Reprografie sonst nicht erwünscht ist, lässt die plastische Struktur der Siegel gut erkennen (Abbildung 3).

Die Daten wurden schließlich mit einer Auflösung von 400 dpi in zwei Formaten bereitgestellt: das hochauflösende TIFF-Format eignet sich für die Langzeitarchivierung, das kleinere JPG-

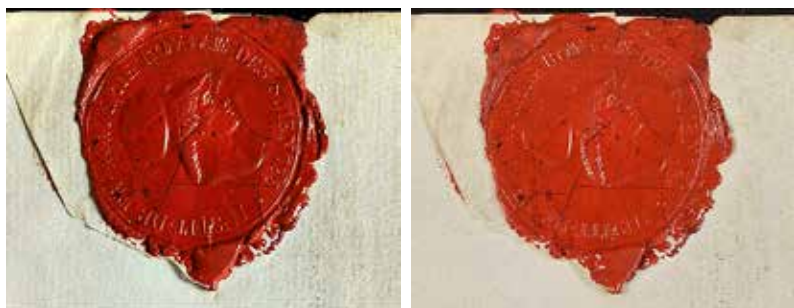


Abbildung 3: Eine spezielle Ausleuchtung lässt die Struktur der Lacksiegel besser erkennen (links) als die für Schriftbilder genutzte Beleuchtung (rechts). Hier das Siegel des Anerkennungsschreibens des »Institute de France Académie Royale des Sciences«, Paris, an Sertürner vom 22. Juni 1831; Inv.-Nr. VII A 2026

Format für die Online-Nutzung. Die Sertürner-Schriften umfassen mit jeweils 918 Dateien als TIFF und JPG mehr als 50 Gigabyte Datenvolumen!

Mit Abschluss der Digitalisierung ist ein weiterer wichtiger Schritt in der Erschließung der Sertürner-Schriften getan. Als Nächstes folgt die Recherche nach einer geeigneten Programmierungsform, um den Be-

stand über die Website des DAM digital bereitzustellen oder sich einem passenden Projekt anzuschließen. Dies dient den weiteren, beim Erwerb formulierten Zielen: den Bestand digital mit Schriften anderer Sertürner-Archive zu verbinden sowie die wissenschaftliche Aufarbeitung voranzubringen, etwa im Rahmen von Kooperationsprojekten. /

INS DEPOT GESCHAUT

Brownlow Water Filter

Von Barbara Simon / Im 19. Jahrhundert war sauberes fließendes Wasser im Haus keine Selbstverständlichkeit. Dass Krankheitserreger über das Wasser übertragen wurden, wurde gerade erst erforscht. So wuchs der Bedarf an Methoden, durch Filterung »gesundes« Wasser auch für den Hausgebrauch zu erzeugen.

Ein Objekt im neu eingerichteten Depot des Deutschen Apotheken-Museums lenkt den Blick auf die Zeit des Umbruchs in der Wasserversorgung.

Im 19. Jahrhundert trat die Cholera von Indien aus ihren Weg nach Europa an. Vor allem in den Großstädten forderte sie immer wieder Zehntausende von Opfern. 1854 wurde London zum wiederholten Mal von der Seuche heimgesucht. Der Arzt John Snow entdeckte den Grund für den Ausbruch der Cholera: verunreinigtes Wasser aus einer öffentlichen Wasserpumpe. Die Bakterien, die er im Wasser vorfand, bekämpfte er mit Chlor.

Seine Entdeckung führte in London zur erfolgreichen Reinigung des Trinkwassers durch Biosand-Wasserfilteranlagen und Chlor. 1855 wurde der »Metropolis Water Act« verabschiedet, der für

die Londoner Wasserversorgungsunternehmen verpflichtend war und Standards für die Wasserqualität setzte.

Wasserfilter für das Königshaus

Im privaten Bereich sollte es ebenfalls reines Trinkwasser geben. Der Keramikfabrikant John Doulton brachte bereits 1827 einen Heim-Wasserfilter zur Reduzierung der Bakterien im Trinkwasser auf den Markt, der das Wasser mit verschiedenen Erden und Lehm reinigte. 1835 beauftragte ihn Königin Victoria mit der Herstellung eines Wasserfilters für das königliche Haus.

Das Produkt – ein nach dem Gravitationsprinzip arbeitender Steinzeug-Wasserfilter – fand Gefallen bei der Königin. Vor allem, da das auf der Höhe der damaligen Technologie stehende

Gerät durch seine Ausführung in handgearbeiteter Keramik mit schöner Ornamentik auch den ästhetischen Ansprüchen genügte. Doulton durfte seine Erzeugnisse das königliche Wappen setzen. Doch seine Firma war nicht die einzige auf dem Markt. Bald zogen andere Keramikfirmen mit eigenen Produkten nach.

Im Museumsdepot befindet sich ein Wasserfilter ebenfalls aus englischer Herstellung. Das Gefäß ist aus braun glasiertem Steingut gefertigt und aufwendig mit floralen Motiven geschmückt. Im Zentrum ist das Wappen des Vereinigten Königreichs England angebracht. Es besteht aus vier Feldern mit den englischen Löwen, dem schottischen Einhorn und der Harfe für Irland. Das Motto des Hosenbandordens »Honi soit qui mal y pense« umgibt den

Schild. Als Schildhalter dienen Löwe und Einhorn, auf einem Schriftband unter ihnen das Motto des englischen Königshauses »Dieu et mon droit«.

Auszeichnung für Brownlows Filter

Deckel und Gefäß sind außerdem mit schriftlichen Hinweisen auf den Hersteller versehen. Auf dem Deckel weist die Inschrift »Slack & Brownlow – Celebrated Water Filters – Hulme-Man-

chester« auf die Firma hin, die diese Wasserfilter vertrieb.

Slack & Brownlow war zunächst wie die Firma Doulton für Herstellung und Handel mit Keramikprodukten bekannt. Ende der 1870er-Jahre begann sie mit der Produktion von Wasserfiltern. Ihre Methode bestand in der Filtrierung des Wassers durch gepresste Holzkohle – ein Verfahren, das sich Brownlow patentieren ließ, wie der Hinweis auf der Gefäßwandung bestä-

tigt. Die Firma vertrieb ihre Wasserfilter bald weltweit, vor allem in Australien und Neuseeland. Bei der Sydney International Exhibition 1879 erhielt sie den »First Degree of Merit«.

Der Gebrauch war einfach: Das unverreinigte Wasser wurde in den oberen Teil eingefüllt, lief dann langsam durch die Filter aus Holzkohle und sammelte sich im unteren Teil des Gefäßes. Daraus wurde es dann durch einen Zapfhahn entnommen. Eine Gallone Wasser (etwa 4,5 Liter) konnte damit laut Angaben des Herstellers in zwölf Minuten zu 99 Prozent von Keimen und Bakterien befreit werden. Die Firma bewarb ihre Produkte selbst als »Lebensretter gegen Cholera, Typhus und weitere durch Wasser übertragene Krankheiten« und benannte ihre Filter für den Hausbedarf später in »Brownlow Health Water Filter« um.

Das Sortiment reichte von Behältnissen mit großem Fassungsvermögen wie dem hier vorgestellten bis hin zu kleinen Tischfiltern für eine bis zwei Gallonen Wasser. Bald wurde auch auf ein ansprechendes Dekor Wert gelegt. Die Produkte sollten nicht nur funktionell, sondern auch dekorativ sein. Als Gewinner verschiedener Preise durfte die Firma Slacks & Brownlow bald ebenfalls das britische Wappen als Schmuck verwenden.

Neue Methode der Wasserfilterung

In Deutschland erkannte Wilhelm Berkefeld die Filtereigenschaften von Kieselgur, der in seiner Heimat, der Lüneburger Heide, vorkam. Kieselgur besteht aus den Schalen fossiler Kieselalgen (Diatomeen) und hat eine hohe Filtrierfähigkeit. Selbst kleinste Keime und Bakterien können damit ausgefiltert werden. Berkefeld entwickelte aus diesem Material gebrannte Filterkerzen, die er seit 1892 in seinen Wasserfiltern einsetzte. Sie bestanden ihre Feuertaufe bei der Cholera-Epidemie in Hamburg im gleichen Jahr. Damit begann die Erfolgsgeschichte der Berkefeld-Filter.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Berkefelds Firma im Zuge der Reparationsleistungen nach England verbracht und 1919 durch die Firma Slack & Brownlow übernommen. Diese stattete ihre »Brownlow Health Water Filter« nun ebenfalls mit Kieselgur-Filterkerzen aus. Die Namensänderung in British Berkefeld wies darauf hin, dass die Filter nun in England hergestellt wurden. /



Der Wasserfilter der englischen Firma Slack & Brownlow, Hulme-Manchester, sorgte am Ende des 19. Jahrhunderts für die Verbesserung der Wasserqualität. Inv.-Nr. III O 82.



Abbildung 1:
Freistempel aus den
1950er-Jahren mit
Aspirin-Werbung

PHILATELIE

Freistempler als Werbeträger

Von Barbara Simon / Zu den Sammlungen des Deutschen Apotheken-Museums in Heidelberg gehören auch philatelistische Belege, die sich auf die Pharmazie beziehen. Apotheker Walter Maiwald hat in seiner bis 1979 angelegten Sammlung auch das Thema Arzneimittelspezialitäten aufgenommen.

Ein Arzneimittel, das es bis auf eine Briefmarke geschafft hat – das gibt es zumindest in Deutschland nicht. Selbst der 100. Jahrestag der Erfindung der Acetylsalicylsäure durch Felix Hoffmann 1897 war nur in Kolumbien und auch erst 1999 das Thema einer Briefmarke. Wer glaubt, dass die philatelistische Sammlung zum Thema Arzneimittelspezialitäten daher dünn ausfällt, muss nur die Beschränkung auf die Briefmarke fallenlassen.

Längst ist das Feld der Philatelisten nicht mehr nur die offizielle Wertmarke der Post in aller Welt. Vor allem für Motivsammler gehört der Freistempel, der Stempelabdruck einer Frankiermaschine, zu einer thematischen Sammlung dazu. Für das Deutsche Apotheken-Museum betreut Apotheker Thomas Siegel seit Jahren diesen Teil der Sammlung und sorgt dafür, dass sie ständig erweitert wird.

Sachangaben plus Werbung

Absenderfreistempel wurden bereits 1921 eingeführt. Der Postkunde konnte mit Frankiermaschinen seine Briefsendungen selbst entwerfen. Bei der Gestaltung der Freistempel musste er sich gewissen Normen unterwerfen. Bis vor einigen Jahren gehörten zwingend ein Feld mit der Angabe der betreffenden Postverwaltung und des Portos und ein Stempelkopf mit Angabe von Absenderort und Datum dazu. Außerdem mussten die Freistempel in roter Farbe aufgedruckt werden. Doch die Unter-



Abbildung 2: Aus den 1930er-Jahren stammen Werbestempel für Panflavin-Pastillen.

nehmen nutzten sie gerne und zunehmend auch zu Werbezwecken. Herstellerfirmen aus dem Bereich der Pharmazie versahen ihre Freistempel mit kurzen Werbeslogans, die grafisch ansprechend gestaltet waren.

Aspirin beispielsweise wurde von Bayer mit verschiedenen Freistempeln beworben (Abbildung 1). Der geschwungene Schriftzug »Schmerzfrei

durch ASPIRIN« und daneben das Bayer-Logo mit dem bekannten Kreuz finden sich auf Freistempeln aus den 1950er-Jahren. Es existierten auch Stempel, die die Indikationen des Medikaments einschlossen.

Daneben bewarb Hersteller Bayer auch weitere Produkte wie Cafaspin (gegen Schmerzen), Detigon (gegen Husten) und Iversal (gegen Halsschmerzen) in der gleichen Weise: mit Angabe des Medikaments, seiner Wirkung und dem Firmenlogo.

Griffiger Slogan und einprägsames Logo

Nicht nur die schriftliche Werbeaussage zählte. Häufig wurde sie ergänzt durch ein einprägsames Logo oder eine grafische Darstellung.

Aus den 1930er-Jahren stammen Werbestempel, auf die Bayer für seine Panflavin-Pastillen »zum Schutz gegen Grippe, Halsentzündung, Erkältung« auch eine Darstellung der geöffneten Pillendose setzte (Abbildung 2). Die pharmazeutische Fabrik A. Diedenhofen gab für ihre Rheila-Perlen den Preis von 1 Reichsmark an.

Manche Logos überdauerten sogar den Weltkrieg. Die Firma GABA setzte 1932 ein einprägsames Bild für ihre Wybert-Pastillen auf den Werbestempel. Der eine Pastille schluckende Mensch entstammte einem Plakat, das der bedeutende Grafiker und Gestalter Niklaus Stöcklin 1927 für die Firma



Abbildung 3:
Diese beiden
Freistempler
trennen 30 Jahre –
das Logo ist gleich
geblieben.



Abbildung 4: Ebenfalls 30 Jahre Unterschied: Figuren als Werbe- und Sympathie-träger

dem Licht« ein. Der Wiener Maler und Plakatgestalter Julius Klinger war der Schöpfer des »Darmol-Manns«, der mit Nachtlicht, Schlüssel und Toilettenpapierrolle das stille Örtchen (damals noch außerhalb der Wohnung) aufsucht. Diese bekannte Grafik zierte auch den Freistempel (Abbildung 4).

Die Firma Dolorigiet stellte die Enzym-Kugeletten her, die vor dem Essen eingenommen werden sollten. Was lag näher, als die Werbefigur eines kleinen Kochs mit Schöpfkelle zu entwickeln, der sich den Magen reibt? Auch diese Figur wurde natürlich auf einen Freistempel übernommen.

Diese Beispiele könnten beliebig erweitert werden. Immerhin befinden sich Hunderte von Freistempeln in der Sammlung des Deutschen Apotheken-Museums. Sie zeigen, dass in der Philatelie durch die Aufnahme von Freistempeln kleine Kostbarkeiten zu finden sind, die des Sammelns in jedem Fall wert sind. /

entworfen hatte. Auch in den 1960er-Jahren blieb dieses Logo auf den Freistempeln erhalten (Abbildung 3).

Von Herz bis Darm

Hersteller von herzstärkenden Mitteln wie Korodin oder Tachynerg-Herzsalbe

setzten in ihren Logos selbstverständlich die Herzform ein. Für Mittel für die Verdauung dienten menschliche Figuren als Werbeträger.

Seit 1905 setzte die österreichische Firma Schmidgall als Werbeträger für ihre Abführschokolade den »Mann mit

RESTAURIERUNG

Fünf Jahre Buchpatenprojekt begeistern

Von Claudia Sachße / Die Bilanz der ersten fünf Jahre unseres Buchrestaurierungsprojekts kann sich sehen lassen. Durch das Engagement von inzwischen zwölf Buchpaten, die die Erhaltung eines oder sogar mehrerer Bücher förderten, konnten bereits 15 »Buchpatienten« erfolgreich kuriert werden.

Bei der Frage, ob ein geschädigtes Werk in das Projekt aufgenommen wird, ist die Verhältnismäßigkeit der oft aufwändigen und auch kostenintensiven Restaurierungsarbeiten maßgebend. Stets ist abzuwägen, ob eine vergleich-

bare Druckschrift günstiger beschafft werden kann.

Zwischen circa 300 und 1500 Euro liegen bislang die für die einzelnen Werke geförderten Summen. Bislang konnten wir eine Spendensumme von

insgesamt etwa 13 000 Euro für die Sicherung der historischen Buchbestände gewinnen.

In den Museumsheften der letzten Jahre stellten wir das Projekt, eine Auswahl von Buchpatienten und erfolgreiche Patenschaften vor (Supplements zu Pharm. Ztg. 33/2014, S. 10-11; 36/2015, S. 13-14; 36/2016, S. 2). Und auch weiterhin konnten restaurierungsbedürftige Druckwerke dank engagierter Spender ihre Kur antreten.

So wurde 2016 der opulente »Arztney-Schatz« des Johann Schröder (1600 bis 1664) bearbeitet. Das 1693 in Nürnberg gedruckte Werk stand bereits 2014 in der Projektvorstellung als Beispiel schwer geschädigter Bücher (gefördert durch ein Ehepaar, das anonym bleiben möchte). 2017 übernahm Pharmazierat Jürgen Thie, Bad Lobenstein, die Patenschaft für ein frühes Werk zur

Lit. A.
Journalblatt
im Jahre 2017 in das Restaurierungsprojekt aufgenommenen Kranken.

National	Frankfurt	So. aus Wgung
Name: Arnold Weickard, Hauß-Apoteck	Bruchschäden an Rücken und Buchdeckel; Verschmutzungen, Risse und Fehlstellen an Pergamentleibband und Buchblock	in die Bibliothek aufgenommen unter Nr. Wei 17/1
Titel: Arznei-Buch		Broschüre
Jahre: 389 Jahre		Buchpatenschaft
Ort: [Frankfurt a. Main]		
Jahr: [1628]		Bestand im Bestand
Verlag: Heidelberg, Deutsches Apotheken-Museum		880,- Euro

Abbildung 1: Krankenblatt für Arnold Weickardt, Pharmacia domestica, Hauß-Apoteck (Frankfurt/M. 1628, Bibl.-Sign. Wei 17/1)

Geschichte der Chemie aus der Feder von Johann Christian Wiegleb (1732 bis 1800), das aus dem Besitz des Pharmaziehistorikers Hermann Schelenz (1848 bis 1922) in die Museumsbibliothek kam (Geschichte des Wachstums und der Erfindungen in der Chemie..., 1790/92).

Weitere Buchpaten gesucht!

Um unsere einzelnen Buchpatienten vorzustellen, haben sie – wie jeder menschliche Patient auch – ein persönliches Krankenblatt erhalten. Das zweiseitige »Journal-Blatt« enthält die wesentlichen Daten sowie eine Hintergrundgeschichte zu Werk und Autor, Zustandsfotos sowie Details über die »Krankheitsgeschichte« und die notwendige Behandlung. Die Vorlage bildet ein historisches Krankenblatt, das um 1850 in der Berliner Charité genutzt wurde und freundlicherweise vom Berliner Medizinhistorischen Museum der Charité zur Verfügung gestellt wurde (Abbildung 1). Die Krankenblätter unserer Buchpatienten finden Sie auf unserer Homepage.

Noch einige weitere Druckwerke in der museumseigenen Schaubibliothek warten auf einen Paten. Sie zeigen nicht nur deutliche Spuren der Zeit, sondern erzählen immer auch ein Stück Zeitgeschichte.

Dazu zählt etwa das »Artzneybuch...« des Oswald Gäbelkover (Tübingen 1603). In den Anfängen medizinischer Aufklärung im 17. Jahrhundert erschienen zahlreiche deutschsprachige Arzneibücher, die sich an medizinische Laien richteten. Doch Gäbelkover (1539 bis 1616) stand der laienmedizinischen (Selbst-)Medikation äußerst skeptisch gegenüber. Obwohl er sein Werk – erstellt im Auftrag des Herzogs von Württemberg – ebenfalls in Deutsch verfasste, richtete er sich ausschließlich an professionelle Ärzte. Zahlreiche



Abbildung 2: Oswald Gäbelkover, Artzneybuch (Tübingen 1603, Bibl.-Sign. Gae 1/1). Titelseite und Innenseite des Vorderdeckels mit Blick auf den geschädigten Buchblock

Eigentumsvermerke und Wappenzeichnungen im Band deuten auf seine bewegte Vergangenheit hin (Abbildung 2).

Eben jener, in dieser Zeit so populären Richtung der laienorientierten Arzneibuchliteratur gehört die »Hauß-Apoteck« des Arnold Weickardt an (Frankfurt am Main 1628). Weickardt (1558 bis 1645) war von 1625 an Stadtarzt in Frankfurt am Main und Mitglied des dortigen Collegium Medicum. Er verfasste mehrere im aufklärerischen Sinn stehende Arzneibücher, die medizinisches Schulwissen ins Deutsche übertragen und didaktisch aufbereitet für den Laien verfügbar machten. In seiner Schrift finden sich unter anderem Rezepte aus einem Manual des wohl arzneikundigen Herzogs Reichard von Pfalz-Simmern-Sponheim, bei dessen Witwe er vormals als Leibarzt diente.

Für beide Bände, die massive Schäden am Leder- und Pergamenteinband, an Buchdeckeln und -rücken, dem Buchblock und den Metallschließen tragen, suchen wir Buchpaten! Näheres zu diesen und weiteren Patienten finden Sie auf unserer Homepage (www.deut

sches-apotheken-museum.de, weiter zu »Sammlung« und »Restaurierung«) oder kontaktieren Sie uns direkt. /

TERMINE 2017

27. bis 29. Oktober: Treffen der AG Pharmaziehistorische Museen und Sammlungen in Sulzbach-Rosenberg



Öffentliche Abendführungen, jeweils ab 19.00 Uhr:

13. Oktober: Pesthauch und Himmelsduft

17. November: Mord aus zarter Hand

1. Dezember: AdventsSpecial

8. Dezember: Von Rosenwasser und Konfekt

Impressum

»Deutsches Apotheken-Museum« ist eine Beilage der Pharmazeutischen Zeitung.
 Redaktions- und Verlagsanschrift:
 Pharmazeutische Zeitung,
 Carl-Mannich-Straße 26,
 65760 Eschborn,
 Telefon: 06196 928-272
 Fax: 06196 928-275

Verantwortlich für den Inhalt: Daniel Rücker, Chefredakteur der Pharmazeutischen Zeitung
 Redaktion: Apothekerin Brigitte M. Gensthaler
 Layout: Klaus Gilbert, Angela Kalisch
 Abbildungen: Deutsches Apotheken-Museum (wenn nicht anders gekennzeichnet)
 Erscheint einmal im Jahr.
 Weitere Angaben im Impressum der Pharmazeutischen Zeitung

Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e. V.
Unter den Linden 19-23
10117 Berlin



Antrag auf Mitgliedschaft

Wir laden Sie ein, durch Ihre Mitgliedschaft im Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e. V. das Deutsche Apotheken-Museum in seinen Aufgaben zu unterstützen. Der Förderverein verfolgt ausschließlich gemeinnützige Zwecke. Die Vorteile einer Mitgliedschaft im Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e. V. für Sie sind:

Freier Eintritt: Kostenloser Zugang zum Schloss Heidelberg und dem Deutschen Apotheken-Museum

Informationen rund um das Museum: Zusendung der einmal jährlich in der Pharmazeutischen Zeitung erscheinenden 16-seitigen Broschüre „Deutsches Apothekenmuseum“ mit aktuellen Berichten aus dem Museum

Exkursionen: Alle zwei Jahre findet die Mitgliederversammlung des Fördervereins an wechselnden Orten in Deutschland statt. Entdecken Sie mit dem attraktiven Rahmenprogramm die pharmaziehistorischen Schätze des Landes.

Ja, ich werde durch meine Mitgliedschaft Erhalt und Pflege des Deutschen Apotheken-Museums unterstützen.

Name, Firma, Institution: _____

Straße: _____ PLZ, Stadt _____

Telefon: _____ E-Mail: _____

Als Mitgliedsbeitrag übernehme ich jährlich: _____ € (Mindestbeitrag 30,00 €). Der Jahresbeitrag

soll im SEPA-Basis-Lastschriftverfahren eingezogen werden

Kontoinhaber: _____ Bank: _____

IBAN: DE _____ BIC: _____

Ich/Wir ermächtige/n den Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e. V., wiederkehrende Zahlungen von meinem/unserem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise/n ich/wir mein/unser Kreditinstitut an, die von dem Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e. V. auf mein/unser Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann/Wir können innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem/unserem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Unsere Gläubiger-Identifikationsnummer: DE 58FVM00000592662

Die Mitteilung Ihrer Mandatsreferenznummer erfolgt im Rahmen der Bearbeitung dieses Antrages und wird Ihnen mit separatem Schreiben mitgeteilt.

wird nach Rechnungsstellung innerhalb von 14 Tagen auf das Konto des Fördervereins Deutsches Apotheken-Museum e. V., IBAN: DE07 3006 0601 0102 5441 64, BIC: DAAEDEDXXX, bei der Deutschen Apotheker- und Ärztebank e. G., überwiesen.

Die Unterschrift gilt für den Antrag auf Mitgliedschaft und ggf. für den Antrag auf Teilnahme zum Einzug des Jahresbeitrages im Wege des SEPA-Basis-Lastschriftverfahrens.

Ort, Datum

Stempel, Unterschrift